

Jenseits der Wollpullover

Die "Feministischen Studien" werden 20 Jahre alt

Von Käthe Trettin

Als die Frauenbewegung in den späten 1970er Jahren in Westdeutschland ihren Einzug in die Universitäten hielt, war noch nicht klar, was feministische Theorie eigentlich ist oder sein sollte. Die ersten so genannten Frauenseminare glichen eher den Plena der seit 1974 gegründeten Frauenzentren: von Spontaneität geleitete Diskussionsrunden, in denen, unter striktem Ausschluss von Männern, über die Befreiung der Frauen in aller Welt nachgedacht und viel bunte Wolle zu unförmigen Pullovern verstrickt wurde.

Soviel allerdings wurde auch damals schon klar: Mit einer "Wir-Frauen"-Rhetorik allein sind die vielfältigen mit dem Geschlecht verbundenen Probleme weder auf den Begriff zu bringen noch praktisch in den Griff zu kriegen. Zu unterschiedlich erschienen die Situationen, in denen Frauen leben, und immer drängender wurde die Frage, was es eigentlich heißt, "eine Frau zu sein". Anlass genug, der Sache auf den Grund zu gehen.

"Frauenforschung" stand somit seit Anfang der 1980er Jahre auf dem Programm, ein Kampf um feministische Lehrstühle entbrannte und wurde, durchaus erfolgreich, ausgefochten. Dynamisch ging es weiter: In den 1990er Jahren wurde die Frauenforschung nach amerikanischem Vorbild durch "Gender Studies" ersetzt - mit dem Ergebnis, dass eine deutsche Universität es sich heute kaum noch leisten kann, keinen entsprechenden Studiengang oder zumindest kontinuierlich Seminare zur Geschlechterproblematik anzubieten.

Die akademische Erfolgsgeschichte des Feminismus ist auch, und in einem nicht geringen Maß, die Erfolgsgeschichte der 1982 gegründeten Feministischen Studien. Der wechselnde Kreis der Herausgeberinnen, mit einem harten Kern in Frankfurt am Main, Hannover und Berlin, war von Anfang an bemüht, die halbjährlich erscheinende Zeitschrift am Standard solider Wissenschaftlichkeit auszurichten - eine Bemühung, die allerdings zuweilen etwas angestrengt wirkte: Ohne dicke Fußnotenpolster konnten die anonym begutachteten Artikel nicht passieren, jede kritische Intervention musste zünftig abgesichert sein.

Diese Vorsicht ist zwar verständlich, denn es galt akademische Anerkennung allererst zu erringen, hatte jedoch ihren Preis: Kühne Thesen und originelle Beiträge gab es selten und dann meistens unter der Rubrik "Außer der Reihe".

Die Stärke der Feministischen Studien, deren Interdisziplinärität soziologisch und geschichtswissenschaftlich grundiert ist, besteht zweifellos in einem robusten Realismus und einem der Aufklärung verpflichteten Kritikverständnis. Empirische Forschung mit einem kräftigen Schuss kritischer Theorie kennzeichnen die meisten Beiträge. Gegen theoretische Moden war man gefeit: von poststrukturalistischer

Euphorie kein Spur. Als unter den Studentinnen Anfang der 90er Jahre die Butler-Begeisterung ausbrach, reagierte die Zeitschrift mit einem ihrer besten Hefte (2/1993) und unterzog die Dekonstruktion der Kategorie "Geschlecht" einer scharfen Kritik. Zu Recht bestanden die Feministischen Studien darauf, dass es nicht nur Konstruktionen des Geschlechts, sondern auch veritable Frauen gibt. Und zwar hier wie anderswo.

So wurden den Frauen in der DDR und in Russland eigene Themenhefte gewidmet, und zunehmend rücken die Umbrüche in Europa ins Zentrum der Untersuchungen, wobei sozial- und rechtspolitische Fragen im Vordergrund stehen. Zudem hat die Zeitschrift immer wieder daran erinnert, dass der Feminismus nicht von den Stricklieseln der 70er Jahre erfunden wurde, sondern von couragierten Frauen um 1900. Der radikale Flügel der ersten Frauenbewegung scheint auch die Macherinnen der Feministischen Studien nach wie vor zu inspirieren: Letztlich geht es immer noch um die volle Anerkennung der Frauen als autonomer Personen, als Staatsbürgerinnen mit effizienten Rechten und, nicht zuletzt, als Wissenschaftlerinnen.

Bereit zum Streit, so scheint die Maxime auch noch nach zwanzig Jahren zu lauten, aber bitte mit Fußnoten! Und nicht ohne Bilder: Eine spezifische Differenz dieser Zeitschrift gegenüber anderen Organen besteht nämlich darin, in jedem Heft auf das Werk einer bildenden Künstlerin oder Fotografin hinzuweisen. Diesen kleinen Unterschied in ästhetischer Hinsicht haben die Feministischen Studien mit Erfolg kultiviert und gezeigt: Wenn Frauen eine wissenschaftliche Zeitschrift machen, dann kann sie auch schön sein. Am 16. November wird das Jubiläum im Leineschloss Hannover mit einer Tagung gefeiert, auf der in mehreren Gesprächsrunden erste Bilanzen gezogen, aber auch weitere Perspektiven diskutiert werden sollen.